



Klaus Kamps

Commander-in-Tweet

Donald Trump und die
deformierte Präsidentschaft

SACHBUCH

EBOOK INSIDE



Springer

Commander-in-Tweet

Klaus Kamps

Commander-in-Tweet

Donald Trump und die
deformierte Präsidentschaft



Klaus Kamps
Fakultät Electronic Media
Hochschule der Medien Stuttgart
Stuttgart, Deutschland

ISBN 978-3-658-30122-4 ISBN 978-3-658-30123-1 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-30123-1>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnetet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2020

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Jan Treibel

Springer ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

INHALT

1	Präsident	1
2	Grundsteine	11
3	Kampagnen	25
4	POTUS – President of the United States	37
5	Die Post-Truth-Präsidentschaft	55
6	Foxworld – Trumpland	65
7	Der Ersatzkönig (und seine Framers)	81
8	Krisenkommunikation	95
9	Die deformierte Präsidentschaft und ihre degradierten Institutionen	107
10	Im Zeitalter der Subversion: Ist das Recht oder kann das weg?	115
	Anmerkungen	121



1 PRÄSIDENT

Washington D.C. präsentierte sich grau und ungemütlich kühl, als Donald Trump am 20. Januar 2017 auf den Stufen des Kapitols den Amtseid als 45. Präsident der Vereinigten Staaten leistete. »Well, that was some weird s...«¹ kommentierte George W. Bush – nicht den Eid oder den Nieselregen, sondern die Antrittsrede von *The Donald*. Von einem Land war zu hören gewesen, das am Boden liegt. Von verlassenen Industrielandschaften und öden Feldern. Ein einziger Schrottplatz, metaphorisch gesprochen, den Trump nun aufräumen müsse: Zurück zu alter Größe. Inmitten des Establishments seines Landes bot der neue Präsident ein Kontrastprogramm der besonderen Güte – das hatte (seinen) Stil. Ein Fest der Gegensätze.

Schon am Morgen nach der Wahl im November waren die Schlagzeilen Legende. Kein beifälliges Rauschen, sondern ein bedrückender Sturm im Blätterwald. Der britische *Daily Mirror* illustrierte seine Titelstory »What have they done?« mit einer Zeichnung der Freiheitsstatue, die sich vor dunklen Wolken eines aufziehenden Gewitters verzweifelt die Hände vor ihr Gesicht schlägt. »Trump des Willens« alarmierte *Der Spiegel* in seinem Aufmacher so kreativ wie brutal assoziativ: Ein Mann – eine Apokalypse. Das muss man auch erst einmal schaffen. Mit Trumps Wahlsieg feierte der »Irrsinn« fröhlichen Einstand in den Kommentarspalten westlicher Medien.

Allein schon *dass* der Immobilienunternehmer und TV-Unterhalter sich mit seinem aggressiven Populismus, mit sei-

ner von Schmähungen und Feindbildern getragenen Kampagne bei den Republikanern durchsetzte und Kandidat der *Grand Old Party* wurde, hatte Schockwellen ausgelöst. Mit seiner überbordenden Rhetorik, den unablässigen Attacken auf Hillary Clinton, den »Sumpf« in Washington und alle, die an ihm zweifelten, erreichte er maximale mediale Aufmerksamkeit. Und ein Publikum, das ihn (womöglich zu seiner eigenen Überraschung) tatsächlich wählte. So schlich sich am Wahlabend langsam – als North Carolina an Trump ging, Florida, Wisconsin, Michigan, Pennsylvania – so etwas wie Endzeitstimmung durch die Hintertüren des liberalen Amerikas.

Es sollte eine stets laute Präsidentschaft werden: irgendwo zwischen Drama, Tragödie und Komödie, je nach Tagesform. Wer glaubte, Trump würde von der Würde des mächtigen Amtes eingeholt, der sah sich rasch belehrt. Was als Wahlkampf der Ressentiments begann, setzte sich konsequent im *Oval Office* als Regierungskommunikation fort. Nur ein lässiger Auftritt, wie sich zeigen sollte, als Trump gleich als erstes über seinen Sprecher, Sean Spicer, dem Pressekorps mitteilen ließ, was keine Daten hergaben: *Diese Amtseinführung sei die größte aller Zeiten gewesen*. Da das angesichts gegenteiliger Evidenz auf viel Unverständnis stieß, erfuhr Amerika sofort von »alternativen Fakten«: Einer stilbildenden Wortschöpfung der Präsidentenberaterin Kellyanne Conway, die damit Spicers Worte rechtfertigte und einen Zugang zur Wirklichkeit präsentierte, an den sich die Vereinigten Staaten nun gewöhnen mussten.

Ein Teil des Landes, wohlgemerkt. Denn Millionen Amerikaner² stört das wenig. Für sie ist Donald Trump offenbar jene clevere Person, von der er selbst gerne spricht (»I'm like a smart person«). Ein schlauer Geschäftsmann, der vielleicht unkonventionelle Wege geht – dafür aber aufräume mit dem *Big Government*-Unsinn vergangener Jahre, der nur noch blödsinnigen politischen Korrektheit der Ostküstenmetropolen und der faulen Etikette Washingtons. Trump sei *ihr* mächtige Stimme. Ein Mann, der Schluss mache mit dem Gequat-

sche, endlich eine Mauer an der Grenze zu Mexiko baue (und die Mexikaner dafür zahlen ließe), unbequeme *Wahrheiten* ausspreche und die Dinge geradeaus angehe, also *amerikanisch*.

Für viele Landsleute personifiziert er dagegen so ziemlich alles, was das Vokabular im Schlechten so kennt: Er sei ein kaum verhohlener Rassist, ein Chauvinist; er isoliere die USA, fahre demokratische Institutionen vor die Wand und beneide nicht einmal klammheimlich autoritäre Herrscher. Ein *School-yard Bully* sei er, der gefährlich wenig von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft verstehe, die politische Kultur mit seinen Pöbeln verrohe, das Land weiter spalte und sich über das Gesetz stelle. Kurzum: eine unmoralische Figur. Zu allem Überfluss machten sein Narzissmus und seine kindliche Angeberei die Nation lächerlich. Peinlich genug, dass sich Psychologen immer wieder besorgt meldeten. Eine Person, die einfach nicht in die Nähe des Weißen Hauses gehöre.

Notorischer Schurke sagen also einige, Heilsbringer ande-re: In der Präsidentschaft Trumps spiegelt sich ein unversöhnliches Land, in dem die jeweils eine Seite der anderen so ziemlich alles zutraut. Diese Gegnerschaft ist nicht das Resultat der Wahl Trumps. Amerika war lange schon auf der Suche nach den Vereinigten Staaten – und ist es noch.³ Insofern steckt hinter den schon dramatischen politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen in den USA mehr als eine auf und durch die Person Donald Trump konzentrierte *Malaise*.

Trumps *America First* und sein Ethno-Populismus haben gleich mehrere Vorbilder in der Geschichte der Vereinigten Staaten und koppeln sich an einen Streit um die Einwanderungspolitik, der vor dem Hintergrund von sozialer Entfremdung und demographischem Wandel als *Tribal Politics* den öffentlichen Diskurs geradezu vergiftet. Die Radikalisierung großer Teile der Anhängerschaft Trumps im rechten politischen Spektrum ist mindestens auf die Bürgerrechtsbewe-gungen der 1960er Jahre zurückzuführen. Zugleich war die Globalisierung mit ihren negativen sozialen Folgen ein wichtiger Faktor für seine Wahl, auch die Finanzkrise 2008 und

eine in der amerikanischen Mittelschicht verbreitete Enttäuschung über die Politik Barack Obamas, die Trump mit seinem ganz speziellen Blick zurück im Zorn konsequent zu verwerfen wusste – und es nach wie vor weiß.

Umgekehrt wird Amerika geprägt durch Donald Trump, seine Person und seine Amtsführung. Das, für sich genommen, ist durchaus konventionell: Alle Präsidenten haben die politische Kultur des Landes beeinflusst. Bei Trump sticht abseits kontroverser politischer Programme sein Auftreten hervor. Diese Form überhöhter Selbstdarstellung haben die USA noch nicht gesehen. Und das will etwas heißen.

Die Regierungskommunikation dominiert Trump durch seinen auch impulsiven Gebrauch des Kurznachrichtendienstes *Twitter*. Dort präsentiert sich der Präsident als (zum historischen Superlativ neigender) Moderator in eigener Sache und Ausrufer denkwürdiger Gefühlswelten. Beschönigend gesprochen. An manchen Tagen finden sich gleich dutzende *Botschaften* im Schreibstil – *Nastygram Tweets*⁴: Verbalinjurien gegenüber der Presse oder der Opposition und Personen, die *seinen* Zorn auf sich gezogen haben.

Nicht selten reagiert Trump mit seinen Kurzbotschaften auf die Medienberichterstattung *über* ihn, insbesondere im Kabelfernsehen. Darin schon zeigt sich eine zentrale Konstante dieser Präsidentschaft. Worauf man sich verlassen kann – es kann in den USA nur ein Thema geben, *Trump. Sein* »Standing«, *seine* »Ratings«, *seine* Erfolge. Auch in den eher formalen Interviews, vorzugsweise bei Fox News, geht es oft genug weniger um die Sache, mehr um Angriffe auf Demokraten oder den *Deep State*: Eine vermeintliche Kabale frustrierter Bürokraten, die sich gegen *seine* Präsidentschaft und damit *sein* Amerika (wie es wieder werden sollte) verschworen hätten.

Mit Twitter hat Trump scheinbar (s)eine Lösung gefunden für einen Anspruch, der die Politik schon länger umtreibt: Legitimation durch Kommunikation. Nicht allein über Wahlen, sondern auch durch permanente Öffentlichkeit rechtfertigt sich demokratische Herrschaft. Unter anderem darauf be-

ruht die »Idee« von Presse- und Meinungsfreiheit – aber eben auch jede Art von symbolischem In-Szene-setzen. Die Politik hat daher immer schon versucht, Medien und ihr Potenzial für sich zu nutzen. Warren Harding wandte sich 1922 erstmals über das Radio an seine Landsleute. Franklin D. Roosevelt erfand so etwas wie ein *Common Listening* – mit den *Fireside Chats*: Heimelig anmutenden Radioansprachen, die die Amerikaner durch die Wirtschaftskrise der 1930er Jahre begleiteten. John F. Kennedy nahm mit seinem jugendlichen Charme über das Fernsehen die Nation für sich ein. Bill Clinton schickte demonstrativ fortschrittlich im Juni 1998 dem Astronauten John Glenn eine E-Mail, als der mit der Discovery die Erde umkreiste. 2008 setzte Barack Obama mit seinen *Social Media*-Kampagnen Maßstäbe und richtete die offizielle Kommunikation des Weißen Hauses neu aus.

So formen Präsidenten das politische Gespräch des Landes (mit). Und natürlich hat das eine wichtige strategische Komponente: Wie erreicht man die Wählerschaft oder Teile von ihr – möglichst frei jeder lästiger Begleitung durch Journalisten? Insofern sind kommunikative Orientierungen nicht beiläufige Zugabe einer ansonsten an Inhalten interessierten Politik, sondern basal. Die *rhetorische Präsidentschaft*, die sich der Medien und Symbole ihrer Zeit bedient, musste Trump nicht erfinden.

Doch transformieren die Sozialen Medien und ihre Technologien die politische Diskussion und Öffentlichkeit mehr als nur graduell und stellen ein nachgerade neues Paradigma dar, wie Menschen (und Organisationen) miteinander umgehen. Grund genug für Trump, seine Art der Nutzung von Twitter als die moderne Präsidentschaft zu verkaufen – womit er in einem ganz banalen Sinne nicht einmal so falsch liegt. Traditionelle Formen der Informations- und Nachrichtenverbreitung sind zwar nicht obsolet, haben aber ihre Dominanz in der politischen Kommunikation verloren. Und das kommt nicht ohne Preis.

Denn zumindest mit Trumps Version »moderner« Regie-

rung einher geht ein Verkündigungsstil, der den emotionalen Appell an die Basis über die Routinen komplexer Politikfindung stellt. Bewährte Verfahren der Entscheidungsfindung werden angepasst an ein subversives *Always Shouting*-Niveau eines »one-man right-wing propaganda bureau«⁵, wie es der Kolumnist Thomas Frank nennt. *Post-Truth-Politics*: faktenbasiertes Handeln hat keine Priorität gegenüber der sehr speziellen Ökonomie der Aufmerksamkeit dieser präsidialen Machtpräsentation.

Dabei ist Twitter zwar zentral – und mit einigem Recht kann man von einer *Twitter-Presidency* sprechen. Doch ist der Kurznachrichtendienst nur ein Instrument des medialen Orchesters, das hier aufspielt. An einem beliebigen Tag im Mai 2020 (am 14. Mai, inmitten der Corona-Krise und im anlaufenden Wahlkampf) beleidigte Trump einen Wissenschaftler des Gesundheitsministeriums, der sich kritisch zu seinem Krisenmanagement geäußert hatte. Er befeuerte eine Verschwörungstheorie um Barack Obama, der vom Kongress vorgeladen werden solle. Er machte sich lustig über seinen Gegner in der anstehenden Präsidentschaftswahl, Joe Biden – dem »schlotterten die Knie«, und wahrscheinlich wisse er nicht einmal, »ob er überhaupt noch lebe«. Zeitgleich veröffentlichte sein Wahlkampfteam im Kabelfernsehen und auf *Facebook* Werbespots, in denen Biden als »Chinesische Puppe« bezeichnet wird, die ein Fall für das Altersheim sei. Bidens mentalen Fähigkeiten ließen stark nach.⁶ Alles an einem Tag: über Twitter und andere Soziale Medien, über Kurzstatements im *Rose Garden* und einem Interview bei einem freundlichen Sender. Begleitet von beträchtlicher Anschlusskommunikation in den Kabelnachrichten sowie den vorderen und hinteren Ecken des Internets durch die Reflexe seiner Fans.

Daran hat sich Amerika gewöhnt, das ist schlicht »normal«, der Standard der nicht nur des-informierten, sondern *deformierten* Präsidentschaft. Wahrscheinlich ließe sich für jeden Tag seiner Amtszeit eine bunte und mitunter unterhaltsame, häufig brutale Collage an »Ideen«, Attacken oder Eigenlob fin-

den. Einher geht diese Grundierung der Regierungskommunikation allerdings mit subversiven Effekten. Die Verletzung jeder Norm wurde zur Norm. Die Spaltung der Gesellschaft zementiert.

Am Ende des Tages wird sich diese Präsidentschaft – wie jede andere – daran messen lassen, ob sie dem hehren Anspruch des Amtseides gerecht wurde: »... faithfully execute the Office of the President of the United States ...«, heißt es dort. Ein solcher Eid ist mehr als ein großzügig gewährtes Versprechen. Eingebettet darin findet sich die Erwartung der Nation, der Präsident führe sie in »good faith« und »civic virtue« und verteidige die Verfassung mit Anstand, Tugend und besten Absichten.⁷ Dieser symbolische Appell schuldet sich der Befürchtung der *Framers* – wie die Gründeräder der USA genannt werden –, ein Demagoge würde in das Präsidentenamt gewählt. Nicht zuletzt darum hatten sie u.a. eine strikte Gewaltenteilung, *Checks and Balances*, in die Verfassung geschrieben (und ein Amtsenthebungsverfahren).

So gesehen wundert es kaum, wenn viele Amerikaner ihrem *Commander-in-Tweet* nicht nur aus Gründen des politischen Stils kritisch begegnen. Es geht um mehr, als um die Feinheiten der politischen Auseinandersetzung. Nach knapp dreieinhalb Jahren Trump im Weißen Haus sind die Präsidentschaft, die politische Kultur und das institutionelle Gefüge der USA bestenfalls deformiert. Die Staatskarosse – um ein Bild zu wagen –, die sich Trump ausgeliehen hat, kommt reichlich verbeult daher. Und der Motor heult auf. Nicht wenige Amerikaner fragen sich, ob all das eines Tages überhaupt noch zu reparieren sei.

Das bleibt zu hoffen. Wenn nun dieser Essay die deformierte Präsidentschaft untersucht, dann hat er – jedenfalls in erster Linie – weniger die teils dramatischen Geschehnisse dieser Zeit im Blick. Dazu gibt es dutzende, oft sehr zugespitzte Berichte auch aus dem inneren Zirkel des Weißen Hauses. Es werden auch nicht Waffennarren, ratlose Farmer oder frustrierte Stahlarbeiter als Trump-Wähler seziert – irgendwie muss sich

diese verrückte Wahl doch verstehen lassen. Das mag tatsächlich ein »erschöpftes Genre« sein⁸.

Natürlich kann vieles nicht außen vor bleiben. Jedoch konzentrieren wir uns auf das mitunter verstörend wirkende Selbstgespräch, das Amerika gerade mit sich führt – gleich ob im Netz, im Kabelfernsehens oder in den Kolumnen der *New York Times* oder des *Miami Herald*. Sind Transparenz, Diskussion und Streit in der Sache allein verblassende Vorschläge einer Welt von gestern? Und wieso ausgerechnet dieser Trump: mit seinem Hang zu Krawall und Trug und zur doch offenkundigen Demonstration kurzsichtiger Vehemenz, die wenig gemein hat mit der Idee ziviler Konfliktlösung? Dabei – das lässt sich kaum vermeiden – schwingt der Gedanke mit, ob sich nicht in Amerika etwas entfaltet, das auf kurz oder lang Europa erreicht. Der transatlantische Blick war immer schon ein Spiegelblick. Meist ein ängstlicher.

In den ersten Wochen seiner Amtszeit hatte sich Präsident Donald Trump bereit erklärt, an einer Fernsehdokumentation über die Verfassung mitzuwirken – *The Words that Built America*. Verfassungsrichter und Präsidenten zitieren darin Textstellen der *Constitution*. Trump wählte den Artikel 2, also den Abschnitt, der die Macht des Amtes festschreibt und gegenüber den anderen Staatsgewalten abgrenzt. Der einstige TV-Darsteller hatte freilich Schwierigkeiten, die Stelle fehlerfrei wiederzugeben – und fand Ausreden im Dutzend: Licht, Räuspern, fehlende Coke. Sichtlich genervt erklärte Trump, immerhin sei die Sprache der Verfassung wirklich ungewöhnlich. »It's like a different language, right? It's like a foreign language!«⁹ Das war am 1. März 2017. Vielleicht konnte das damals noch humorvoll erzählt werden.

Knapp dreieinhalb Jahre später reagierte Trump im Garten des Weißen Hauses auf die landesweiten Demonstrationen, die Rassismus und Polizeigewalt anprangerten, mit einer Drohung: Er werde den Gouverneuren das Militär in ihre Staaten schicken, wenn sie nicht für Ruhe sorgten. »Viele tausend schwer bewaffnete Soldaten.«¹⁰ Kurz darauf wurden nach

einem *Show of Force* von Kampfhubschraubern gleich nebenan auf dem Lafayette Square Gummigeschosse und Tränengas eingesetzt, um Trump und seine Entourage den Fußweg frei zu machen zu einem, soviel Doppelsinn darf sein: *Photo-Shooting*.

Wir beginnen im Mai 2002. Damals rief der Fernsehproduzent Mark Burnett Donald Trump in seinem Büro in der 5th Avenue an. Und da Burnett gerade in New York City eine Folge der Fernsehshow *Survivor* drehte, sprach nichts gegen einen spontanen Besuch.